

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 108 (1982)

Heft: 26

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von Haus zu Haus

Ilse Frank

Taktisch null!

Sie fahren mit Takt. Behaupten sie. Schreiben sie. Plakatieren sie. – Unsere guten, alten SBB: im neuen Rhythmus. Mit mehr Leistung. Für mehr Gewinn. Jedenfalls der Absicht nach. Ich behaupte: Wenn das so weitergeht – kein Franken mehr Rendite!

Die Bundesbahnen rollen im Takt. Mit verblüffender Präzision sogar. Fast alle Züge kommen pünktlich. Fast alle Anschlüsse klappen perfekt. Fast alles läuft wie am Schnürchen.

Fast. Denn das Wichtigste haben die für jenes Unternehmen Verantwortlichen vergessen: Welche seelische Struktur Herrn und Frau Schweizer eignet.

Das Volk der Hirten ist ein Haufen notgedrungen vereinter, im Herzen aber getrennter Wesen, eine Ansammlung sturer Eigenbrötler. Bei uns ist sich jeder selbst der Nächste, und was die andern tun, interessiert ihn nur insofern, als er beweisen kann, dass er gezielter plant, besser handelt, korrekter reagiert als die andern. Ringsum sollte eigentlich niemand wimmeln – es sei denn ein Sanges-, Schützen- oder Jassbruder.

Diese Mentalität schafft kein noch so energetischer Federstrich aus der helvetischen Welt – es sei denn aus der papierenen. Genau das haben SBB-Grössen getan: Den Volkswillen negiert.

Die BBB (Bundesbahnbosse) sparen. Noch immer. Auch wenn sie jetzt mehr Züge einsetzen als je zuvor. Sie sparen an Wagen, weil sie etwas von Takt, aber nichts von Taktik verstehen. Strategen sind die Männer an den Schalt-hebeln der Monopolmacht nicht. Sie pferchen ihre Gäste scharweise in dieselben Waggons, drängen sie Kopf an Kopf in die gleichen Abteile. Dabei wünscht jeder Helvetier, mit sich (und höchstens seinen Lieben) allein zu sein. In glanzvoller Abgeschiedenheit zu thronen. Die Beine weit von sich zu strecken, die Arme auszubreiten, eine Zeitung über anderthalb Meter zu entfal-

ten. Von solchen Möglichkeiten: in den SBB keine Spur!

Exempel: Montagmorgen. Die Herde knapp wacher Werktätiger trotzt zum eben eingetroffenen Zug. Ergiesst sich vor sämtliche Wagentüren. Begeht Einlass. Vier Pforten öffnen sich nicht. Sind und bleiben versperrt, gewähren Reisenden Zutritt, die kein Auge rings erblicken. – So wenig wie Reservationsschilder.

Dem Proletarierheer bleibt es überlassen, zu erraten, dass es in den hinteren Regionen unerwünscht ist. Also: Kehrt euch! Alle Mann nach vorn!

Dort warten längst die chronischen Spitzenstürmer. Grinsend triumphierend. Puffend, keifend, kratzend, beißend erreicht der letzte Möchtegernpassagier die Stufen, die Plattform, wo eine gestaute Reihe das Ende allen Strebens signalisiert. Nichts geht mehr. Sämtliche Bänke eingenommen. Das Total der Sitze erobert. Kein Meter Raum für die Nachdrängenden, die nicht fähig

oder willens sind, während einer ganzen Stunde Beinarbeit zu leisten, Kurven auszubalancieren, Weichenschläge abzufedern. Ein Platz, ein Platz, ein Königreich für einen Platz!

Es gibt keinen. Auch draussen zwischen den Türen nicht. Vor dem WC türmen sich Schultaschen, auf denen drei Personen lagern. Haben die Köpfe ein- und die Knie angezogen. Stellen sich schlafend. Wollen nicht gestört werden. Eine heitere Fuhr Richtung Grossstadt – fürwahr!

Der Kondukteur kommt. Weiss keinen Rat. Schweigt. Nennt nicht einmal die erste Klasse, die nach einem ungeschriebenen Gesetz von Finanzschwachen als letzte Zuflucht benutzt werden darf.

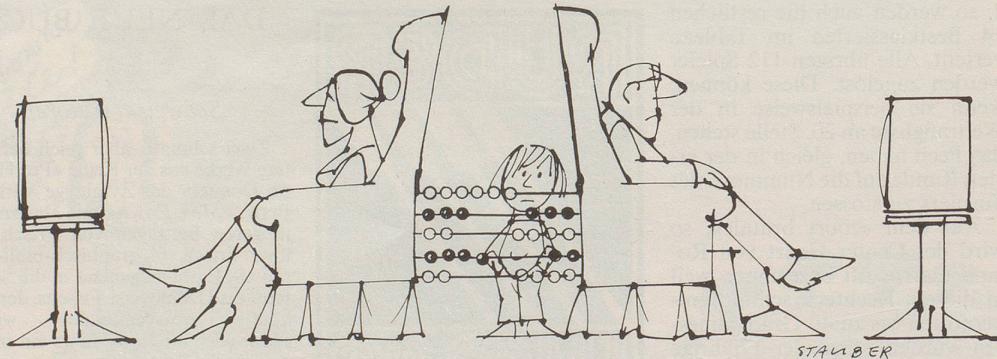
Niemand wagts es, einen Probelauf zu den Noblen zu machen, Anfeindungen zu parieren. Männlein und Weiblein bleiben, wo sie sind. Bilden eine Art Leidengemeinschaft. Ergeben sich nach anfänglichem Murren

stumm ins unabänderliche Schicksal.

Plötzlich braust ein Ruf wie Donnerhall durch die erstarrte Menge: «Zuhinterst ist ein ganzer Wagen leer. – Verriegelt! Die schaukeln ihr Rollmaterial wohl spasseshalber über Land. Die verschaukeln uns!»

Da kommt Bewegung in die Dulder. Empörung wird laut: «Was glauben die eigentlich? Wir sind doch keine Kühe. Kein Schlachtvieh! Die können uns in Zukunft gerne haben! Ohne Billietzahler kutschieren, wenn ihnen das lieb ist. Ab morgen geht's auf vier Rädern bis vors Geschäft. SBB-Takt – zum Lachen!»

Der Volkszorn brennt, ohne einen Gegner wirklich zu versetzen. Der Kartenkontrolleur hat sich in Luft aufgelöst. Ist und bleibt verschwunden. Wahrscheinlich verfügt er, im Gegen-satz zu seinen Chefs, über taktisches Gespür. – In seinem Fall eine Lebensnotwendigkeit ...



Schlechtes Omen

Jetzt knattern sie wieder in allen Tonlagen: mit Benzin, Elektrizität, hie und da – wie altmodisch –, nur mit Kalorien betrieben. Morgens links mittags unten, abends rechts nebenan – wo man hinsieht. Sie sind zahlreicher als Kinderstimmen, lauter vor allem, stören aber offenbar weniger. Sie gehören dazu, sind mindestens so nötig wie das Auto, ersetzen den Fitnessparcours und den Hometrainer. Ihr Knattern erhöht unsere Lebensqualität, denn wer begehrte nicht die grüne Wüste, die sie schaffen?

Im kleinen Wiesenviereck vor unserem Haus, knapp gross genug für einen Stewi, blühte es in diesem Frühling, dass ich mich nicht sattsehen konnte. Ein weißer Teppich von Gänseblümchen, hier und da mit blauem Augentrost gesprenkelt, daneben der

gelbe Farbklecks eines Löwenzahns. Jeden Morgen, schon beim Frühstück, freuten mich die Blumen vor dem Fenster. Der Tag begann mit einem guten Omen. Und erst die Sträuschen, die die Kinder bringen konnten!

Dann entdeckte ich beim Wäscheaufhängen in der Mitte des Plätzchens einen grossen, dunkelgrünen Stock Margeriten, erst im Ansatz, die dunklen Knospen noch ganz geschlossen. Ich freute mich, kindlich. (Wo findet man heutzutage noch Wiesenmargeriten, einfach so?) Jeden Tag sah ich nach ihnen. An einem Morgen schimmerte es weiss in der Mitte der Knospen, und ich erblickte schon den Strauss in unserer Stube ...

Zum Glück haben wir ein inneres Auge! Mehr bekam ich von den Blumen nämlich nicht zu sehen. Am selben Abend war das Wieschen dem Rasenmäherfeuer

zum Opfer gefallen. Übrig blieb ein grunes Schlachtfeld: abgehackte Köpfchen, gequetschte Stiele, ausgefranste Blätter. Alles kurz und klein gehackt, zerschnitten, geschändet. (Und dabei hatte es der Nachbar doch nur gut mit uns gemeint.) Mitten im Blumengemetzel stand ich, heulend wie ein kleines Kind, versuchte von den verletzten Margeriten zu retten, was sich irgendwie noch in eine Vase stellen liess.

Wenn ich jetzt am Morgen aus dem Fenster auf die kleine grüne Wüste blicken muss, dann, ich kann's nicht ändern, beginnt der Tag mit einem schlechten Omen.

Sicher gibt es andere Sorgen, dringendere. Trotzdem beschäftigt mich der Gedanke: Warum finden wir so vieles um so schöner, je widernatürlicher es ist?

Marianne

Lohn der Angst?

«Tun Sie jetzt etwas für Ihre Sicherheit» heisst die Broschüre, die vor mir liegt. Da auch ich gerne etwas für meine Sicherheit tue, vertiefe ich mich in das Heftchen und lese: «Immer mehr Schweizer schaffen sich ihr eigenes Reduit. Es sind die Realisten unter uns, die der heutigen Zeit mit ihren erhöhten Risiken nicht mehr so recht über den Weg trauen und für den Ernstfall vorbereitet sein wollen. Sie können mit der Zeitung unter dem Arm ihren Schutzraum aufsuchen und die Entwicklung der Dinge abwarten. Sie haben vorgesorgt und sind mit allem ausgerüstet, was eine fast normale Fortführung des Lebens unter der Erde über längere Zeit ermöglicht.»

Der Verfasser der Broschüre, ein Lieferant von Zivilschutzanlagen, erklärt dann auf sieben Seiten, woher uns die Gefahren drohen.

Da herrscht die Gefahr eines militärischen Ereignisses, sei es ein Krieg mit konventionellen Waffen, Atomwaffen oder chemischen (besteht gegen ihre Anwendung nicht ein Verbot?), bakteriellen und biologischen Waffen, sei es ein Atomwaffen-Unfall, der einen Krieg auslösen könnte.

Weiter beschreibt der Verfasser die Möglichkeiten eines Weltkrieges: durch die Erzeugung und Lenkung zerstörender Stürme, durch die Kontrolle von Blitzen, durch das Regen- oder Schneemachen, durch die Zerstörung der Ozonschicht.

Ich beginne zu staunen, da ich sehe, wozu der Mensch heute fähig ist.

Der Autor schildert die Gefahren (natürlich immer mit Ereignissen aus der Vergangenheit belegt) aus dem zivilen Bereich. Er beginnt mit den Atomkraftwerken – Verzehrung! – Kernkraftwerken, von denen bald 300 auf unserer Erde bestehen, und behauptet, dass die Gefahr eines ernsthaften Störfalls immer grösser wird.

Auch von der Chemieindustrie her droht Gefahr: durch einen Unfall wie in Seveso oder durch einen Unfall beim Transport von Chemikalien.

Ich bekomme langsam Angst! Könnte nicht in jeder Sekunde etwas geschehen?

Auf weiteren vier Seiten beweist der Autor jedoch, dass ich keine Angst zu haben brauche. Denn: «Wenn Ihr Schutzraum richtig eingerichtet ist, kann kommen, was da will. In Ruhe können Sie sich auf einen problemlosen Aufenthalt vorbereiten.»

Halt! Ich habe das Gefühl, das Problem werde von der falschen

Seite angegangen: Wäre es nicht sinnvoller, wenn wir unsere Kraft gebrauchten, um die Gefahren abzubauen, anstatt solche Pseudo-Überlebensräume zu basteln? Eine Atombombenexplosion könnten wir in einem Schutzraum überleben; aber unsere Umwelt wäre danach zerstört und verseucht. Wollten wir dann für immer in den Schutzräumen bleiben?

Die Ziele der Friedensbewegung sind vorläufig eine Utopie. (Es lässt sich mit ihnen auch kein Geschäft machen.) Mir scheinen es jedoch schöne Ziele zu sein! Ich hoffe, unsere hochentwickelte Gesellschaft wird fähig sein, der Selbstzerstörung Einhalt zu gebieten.

Rolf

FäkalienSprache

Mir kommt ein reizendes, junges Mädchen entgegen, begleitet von seinem Freund. Beim Vorübergehen höre ich, wie die Hühnchen sagt: «Es schiss mi a!» Ich erschrecke, mir stockt der Atem. Auch wenn ich es täglich hundertmal höre, das «es stinkt mr» – «es isch verschisse» – «es schüss mi a» –, ich kann mich nicht daran gewöhnen.

Im Schweizer Film «E nachtlang Fürländ», der im Fernsehen kürzlich gezeigt wurde, verging keine Minute, ohne dass diese Ausdrücke fielen.

Auch wenn ich es bisher kaum bemerkt habe: Ich werde alt! Ich kann mich mit der scheußlichen FäkalienSprache einfach nicht abfinden. Uns wurde vor vielen Jahren beigebracht, dass das Wort «Cheib» – das war damals unser schlimmstes Schimpfwort – nicht comme il faut sei, denn «Cheib» heisse Aas, totes Tier. Wir bemühten uns, das Wort wenigstens in Anwesenheit unserer Eltern nicht zu verwenden. «Tschen» war salonfähig, das brauchten wir ebensohäufig wie heute die Jungen ihr beliebtes «schaurig». Woher das Wort «tschen» stammt, hat mir nie jemand erklären können.

Die FäkalienSprache haben wir von unserem nördlichen Nachbarn übernommen. Es gibt sogar Leute, die, auch wenn sie sonst gut Schweizerdeutsch sprechen, auf hochdeutsch mit «Scheisse» um sich werfen.

Aufgefallen ist mir, dass die welsche Jugend am häufigsten das Modewort «sympa» gebraucht. Alles ist «sympa», eine Abkürzung für sympathique. Ich hörte es sogar am Nebentisch im Café, verwendet von zwei älteren Herren. Ich muss sagen: Es ist mir «sympa» – sympathischer als die deutsche FäkalienSprache.

Hedy Gerber-Schwarz

S Emeli

Eswohnt im Stockwerk über uns, aber wir haben es noch nie gesehen. Tac-tac-tac. Tac-tac-tac-tac. Mit solchem Absatzgehämmer macht es sich zuerst bemerkbar, und zwar jeweils gegen drei Uhr morgens. Um jene Zeit hat s Emeli Feierabend oder -morgen, denn es leitet eine Gaststätte. Durch die ganze Wohnung tönt das Geklapper auf dem teppichlosen Boden. Dann folgen Stuhl-, Tisch- und Bettrücken, als müsste s Emeli jede Nacht zuerst das ganze Logis auf den Kopf stellen, ehe es sich zur Ruhe begeben kann. Da Bad und WC direkt hinter der Wand liegen, an der mein Bett steht, ist die ausgiebige Toilette, der sich s Emeli widmet, ein Grund für mich, das Licht anzuzünden und ein Buch zur Hand zu nehmen, anstatt mich zu ärgern. Weiter klappern die Absätze hin und her. Erst wenn die Schuhe vor dem Bett mit Gepolter abgestreift sind, kommt langsam Ruhe in Emelis Reich.

«Hat's schon einmal gesungen?» fragte uns eine Frau im Hause ein paar Tage nach unserem Einzug in den Wohnblock.

O ja, wir haben fast jeden Tag Gelegenheit, einem Gratiskonzert zu lauschen. Einem Fanfarenstoss gleich erhebt sich plötzlich die Stimme in höchste Höhen, um den «Zigeunerbaron» zum besten zu geben. Bald aber geht über unseren Häuptern das Quietschen und Knarren wieder los: gewaltig werden die Möbel verschoben. S Emeli hat offenbar Useputze.

Dann und wann begegne ich auf dem Heimweg einem schmucken Frauenzimmerchen Anfang vierzig. Es ist eher klein als gross, hat braune Haare und grüne Augen. – Ob das wohl s Emeli ist?

Isabella

Echo aus dem Leserkreis

Mühe geben!
(Nebelspalter Nr. 19)

Liebe Frau Elsbeth

Ihr Kinder-Leinen-Notruf ist verständlich. Ich muss zwar sagen: Für mich nicht ganz ... Ich besitze einen sehr lebhaften Spaniel und suche für ihn immer Wege und Stege, auf denen man nicht mit Verbotsfählen kollidiert. Ich kann Ihnen versichern: In einer Stadt ist das gar nicht leicht. Bei jedem Spielplatz, Schulplatz, Schulhaus, an der Aare usw. usw. sind Leinen vorgeschrieben, was ich akzeptiere. Ich begreife auch, dass sich die Leute ärgern, wenn der Hund sein Häuflein mitten auf dem Trottoir macht und die «Frau» sagt: «Du bisch aber e Brave, das hesch fein gmacht» – und noch ein Papierstücklein darauflegt. (Selbst beobachtet!)

Wofür ich weniger Verständnis habe: Wenn ich dort gehe, wo es er-

B Hotel Brenscino
Brissago Tel. 093/651421
Ihr Ferienparadies:
Park, Liegewiese,
Terrasse über dem See,
Sauna, Fitness, Kegelbahn.
(März bis November)

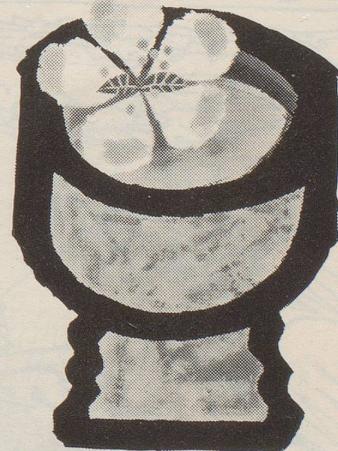
laubt ist, wo der Hund am Wasser rennen kann und darf, komme ich zu einem Platz mit Hundebad, wo die Stadt drei Bänke aufgestellt hat und einen Abfallkübel. Der Weg führt unter den Bäumen hindurch. Es spazieren viele Mamas mit ihren Kindern auf ihm. Gut! Doch was liegt neben dem mehr als halbleeren Abfallkübel am Boden? Pampers mit Inhalt, der auch nicht gerade nach Veilchen duftet, schmutzige Watte, Schokoladenpapier, leere Cocafläschchen, Kaugummireste, Zigarettenstummel. Glauben Sie mir: Das stammt alles nicht von einem Hund!

Oder: Wenn man auf dem schnellsten Weg aufs Tram geht, damit der Vierbeiner gar keine Zeit hat, etwas zu markieren, was muss man auf dem Trottoir umgehen? Ein widerliches grünes Auswurfpaket, das auch nicht von einem Vierbeinerfreund hinterlassen wurde ...

Wäre nicht auch hier die Lösung, nicht zu verallgemeinern? Wenn sich jeder etwas Mühe gäbe, auch an die andern dächte und zu verstehen suchte, ginge es ein wenig oder viel besser ...

Ihre Hunde- und Kinderfreundin
Söpheli

*Fabelhaft ist
Apfelsaft*



ovaUrtrüeb
bsunders guet